



Bild von Götz Eisenberg

Götz Eisenbergs Durchhalteprosa

Von der Gewalt der Abstraktionen

„Er fühlte eine durchdringende, giftige Kälte in sich. Sie schüttelte ihn. Er kannte diese Kälte recht gut. Es war die Angst.“

(Jerzy Andrzejewski)

Hitze und kein Ende. Langsam versteppt alles. Das Wasser der Lahn ist aber dennoch erstaunlich kühl und der Pegel überraschend hoch. Allabendlich sehe ich Bilder von ausgetrockneten Bächen und Flüssen, aber die Lahn führt noch genauso viel Wasser wie vor Wochen. Ich kann das ziemlich genau nachvollziehen an den Sprossen der Leiter, über die ich in den Fluss steige. Abends treffen sich einige Leute am Steg, um schwimmen zu gehen. Kein Partyvolk, sondern meist angenehme, ruhige Menschen. Man spricht ein paar Worte miteinander und besteigt dann die Räder, um in die Stadt zurückzufahren.

Emine Sevgi Özdamar bekommt dieses Jahr den Büchner-Preis. Ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich sie bis zur Bekanntgabe der Preisvergabe nicht kannte und noch nicht einmal von ihr gehört hatte. Vielleicht habe ich sie in der Peymann-Ära in Bochum mal als

Schauspielerin gesehen, habe aber keine Erinnerung daran. Freunde, die in der Nähe lebten, haben mich jahrelang nach Bochum ins Schauspielhaus eingeladen und mir, der ich bis dahin nur das Gießener Provinztheater gekannt hatte, damit einen völlig neuen Zugang zur Welt des Theaters verschafft. Ich bin ihnen dafür unendlich dankbar. Diese Ignoranz Frau Özdamar gegenüber ist ganz sicher eine Facette eines kulturellen Rassismus und beschämt mich. Ich habe mir vorgenommen, bald etwas von ihr zu lesen, zum Beispiel ihren Roman *Ein von Schatten begrenzter Raum*, der letztes Jahr bei Suhrkamp erschienen ist.



Suhrkamp Verlag,
10/2021; geb., 763 S., 28 €
ISBN: 978-3518430088

Bin gestern noch einmal ins „Räuberdorf“ Korbach gefahren. Ich war mittags mit Wolfgang Platt verabredet, dem Maler, der den Postraubzyklus gemalt hat. Sieben Bilder sind es inzwischen geworden. Ob das Werk fortgesetzt wird, ist noch unklar. Da ich etwas vor der vereinbarten Zeit in Korbach ankam, bin ich noch ein wenig umhergegangen. Beim Obst- und Gartenbauverein setzte ich mich auf eine Bank. Seltsam sich vorzustellen, dass Vater und Söhne Geiz hier Gras gemäht und Obst aufgelesen haben. Das Geiz'sche Haus liegt nur ein paar Meter neben dem Haus des Malers. Die Geize, wie man auf Platt sagt, sollen sich als Wilddiebe betätigt und nicht unerheblich zur Dezimierung des großherzoglichen Wilds beigetragen haben. Die Jagd war ja herrschaftliches Privileg und die Wilderei neben dem Holzdiebstahl ein Hauptzweig der volkstümlichen Kriminalität. Einer der beiden Söhne mähte gerade das Gras beim Posthalter Stapp, als David Briel mit seiner Kiepe des Weges kam, und dem Jacob den Floh mit dem Überfall auf das Geldkärrnchen ins Ohr setzte.

Als die Urteile gegen die Posträuber am 7. Oktober 1824 vor der Toren Gießens vollstreckt wurden, musste der Vater Hans Jacob Geiz zusehen, wie die Köpfe seiner Söhne Heinrich und Jacob „vom Rumpf getrennt wurden“, wie es im Amtsdeutsch hieß. „Das Mitleid des Henkers liegt im sicheren Hieb“, schreibt Ernst Jünger. Die Nachfahren der Räuber leben ja teilweise heute noch im Dorf, das in der Frage geteilter Meinung ist, ob man auf die räuberische Tradition stolz sein darf oder ob man sich derer eher zu schämen hat.

Im Hause Platt setzten wir uns mit Frau Platt noch eine Weile in die gute Stube und tranken ein paar Gläser Wasser. Dann brachen Wolfgang und ich zu unserer vereinbarten Wanderung rund um Katzenbach auf, das ein paar Kilometer oberhalb von Korbach liegt und nur aus ein paar weniger Häusern und Höfen besteht. Auf dem Weg dorthin zeigte Wolfgang mir die Ruine eines Jagdschlusses aus dem 16. Jahrhundert. Ein Bauer aus der Nachbarschaft hatte seine Geräte dort abgestellt. Die Gegend hier ist gebirgig und erinnert an die bayerische Voralpenlandschaft. Wir stellten das Auto vor dem Örtlichen Wirtshaus ab und begannen einen Rund-

weg um den Ort. Die Hitze war im Wald deutlich geringer und es wehte ein frischer Wind, so dass das Gehen ein Vergnügen war. Zumal wir schnell ins Reden kamen und alle paar Meter stehenblieben. Wolfgang machte mich auf das melancholische Pfeifen eines Dompfaffs aufmerksam. Ansonsten schwieg die Vogelwelt. Die Brombeeren waren reif und schmeckten zucker-süß. Unten im Tal überquerten wir den Katzenbach, der wegen der anhaltenden Trockenheit nur noch aus einem winzigen Rinnsal bestand.



Bild von [Nicky](#) auf [Pixabay](#)

Als wir in Katzenbach ankamen, hatte das Wirtshaus bereits geöffnet. Man saß draußen im gepflasterten Innenhof, der sich im Laufe der nächsten Stunde mit Gästen füllte. Selbst hier auf dem Land war der Kellner ein bunter Vogel mit Tattoos und Piercings und einer verwegenen Frisur. Das Gasthaus genießt einen guten Ruf, und so kamen die Leute teilweise von weiter her. Das Essen war deftig und über-

haupt nicht vegan. Hunde lagen unter den Tischen und bellten, wenn ein weiterer Kollege auftauchte. Sie wurden dann von ihren Besitzern gemaßregelt. So gegen halb acht fuhren wir nach Korbach hinunter und verabschiedeten uns. Eigentlich war der Tag anders geplant gewesen. Es wollten noch etliche andere Menschen an dem Ausflug teilnehmen, die sich dann aber auf keinen Termin einigen konnten. Im Nachhinein war es gut so, dass Wolfgang und ich allein durchs Gebirge gingen. Sonst hätten sich zwischen uns nicht so intensive Gespräche entwickelt. Mitunter erweist sich der Zufall als Verbündeter, und man darf ihm nicht die kalte Schulter zeigen. Früher hätte man gesagt: Es war eine gute Fügung, dass wir zu zweit gewesen sind und ins Reden über sehr persönliche Themen kamen.

Ich fuhr dann über die Dörfer des hessischen Hinterlands nach Hause. Die Sonne stand bereits tief und ich schob eine Kassette mit alten Songs von den Byrds in den Rekorder. *Mr. Tambourine Man*, eine melodiösere Version eines Bob Dylan-Stücks, passte zu meiner Stimmung, und ich spulte die Kassette mehrmals zurück, um dieses wunderbare Stück noch einmal zu hören. Es gehört zum Soundtrack meiner Jugend und löst heute noch Resonanzen in mir aus, die



The Byrds 1970

Joost Evers / [Anefo](#), [CC BY-SA 3.0 NL](#),
via [Wikimedia Commons](#), unverändert.

sich nur schwer benennen lassen. Eine diffuse Sehnsucht. Die Byrds, so schreibt Nik Cohn in seiner für mich maßgeblichen Pop History *AwopBopaLooBop AlopBamBoom* „waren die erste wirklich auffällige, provozierende Gruppe Amerikas, langhaarig und arrogant und gemein, und ihre Masche war die klassische Coolness der Westküste, das heißt, sie verzogen keine Miene und waren distanziert, sie hielten es für eine Sünde, Spaßig zu sein. Jim McGuinn, ihr Lead-Sänger, trug einen Kneifer und lächelte ein seltsames, verzerrtes Lächeln über ihn hinweg, blinzelte argwöhnisch wie ein mottenzerfressener Rechtsanwalt von Dickens ...“
Als ich in Gießen ankam, war es noch hell und ich stieg aufs Rad um, um zur Lahn zu fahren und schwimmen zu gehen. Der krönende Abschluss eines rundum gelungenen Tages.



Bild von [Kev](#) auf [Pixabay](#)

Demnächst könnte das Atomkraftwerk Saporischschja in der Ukraine in die Luft fliegen, mit unabsehbaren Folgen für die Menschen in der näheren und fernerer Umgebung. Tote Fische treiben auch jetzt schon auf den Flüssen, die Felder und Wiesen versteppen, Brände lodern in ganz Europa. Apokalyptische Bilder, sobald man den Fernseher einschaltet. Vor den Fenstern meiner Wohnung erklingt die ganze Nacht Partygeheul. Auch das gehört zu den Vorzeichen der Apokalypse. Nach dem Untergang Roms sollen Jahrzehnte vergangen sein, bis die Römer begriffen, dass sie untergegangen waren. Am Fuß des Leuchtturms, sagte der alte Bloch, ist es dunkel. Des anderen Tages zog in der Fußgängerzone ein Junggesellenabschied durch die Menge. Sie führten ein kleines Megaphon und eine riesige Box mit sich, aus der

scheußliche Schlagermusik erklang. Die Männer versuchten, Kleinigkeiten zu verkaufen und Spenden für den armen Bräutigam zu sammeln. Sie trugen schwarze T-Shirts, auf denen stand: Willst du eine geile Muschi, folge mir auf TikTok. Wenn das Ganze eine unangemeldete politische Demonstration gewesen wäre, wäre die Polizei längst eingeschritten, aber einem solchen Scheiß gegenüber ist die Toleranz grenzenlos. Später zogen die Deppen grölend durch meine Straße. Ich überlegte, ob ich sie mit dem Inhalt eines Wassereimers begießen sollte, war aber zu faul, ihn herbeizuholen. Außerdem fürchtete ich, dass sie das bei dieser Hitze als willkommene Erfrischung begrüßen könnten. In dem Schlager, den sie gerade abspielten, spielte eine Anna-Lena eine gewisse Rolle, und ich dachte: Man kann viel gegen sie sagen und zu Recht, aber das hat sie nun auch wieder nicht verdient, die Frau Baerbock. Sie ist aber wahrscheinlich gar nicht gemeint.

Wenn das Ganze eine unangemeldete politische Demonstration gewesen wäre, wäre die Polizei längst eingeschritten

Es ist Sonntagvormittag. Unten „auf der Gass“ fährt ein junger Vater mit seinem Kind vorbei. Der Vater auf dem Rad, das Kind auf dem Gehweg mit einem Kinderrad. Durch eine Reihe parkender Autos vom Vater getrennt. Beide behelmt. Der Vater telefoniert mit seinem Vater, das Telefon war laut gestellt und am Lenker festgemacht. „Ja, Papa“, sagte er gerade etwas genervt, „ich ruf dich später nochmal in Ruhe an. Ich bin gerade mit Julius unterwegs.“ Aber so schnell gab der Vater nicht klein bei. Ich hörte seine ein wenig quäkende Stimme noch eine ganze Weile. Irgendwann sagte der Sohn etwas energischer: „Wir kommen jetzt an eine Kreuzung, ich muss auf Julius aufpassen. Tschüss.“ Das kommt davon, wenn man sein Handy stets mit sich führt und permanent und überall erreichbar ist, dachte ich.

Auf dem Rückweg von der Lahn durchquere ich regelmäßig eine Schrebergartenkolonie, die ich inzwischen zu schätzen gelernt habe. Das war nicht immer so, und das auch zu Recht. Allein der Namensgeber liefert Grund zu Misstrauen, und oft wohnen hier Idyll und Grauen auf wenigen Quadratmetern neben- und beieinander. Ich fuhr mit dem Rad an einer etwa zwei Meter hohen Hecke vorüber, die eins der Grundstücke begrenzte. Ich sah den nackten Oberkörper eines Mannes über die Hecke hinausragen, die er mit einer surrenden Maschine beschnitt. Ich sah aber nicht die Leiter, auf der er stand, und musste lachen. „Was ist so komisch?“, fragte der Mann, und ich erklärte ihm, dass er in meiner Wahrnehmung beinahe drei Meter groß sein müsste. Da lachte auch er.

Salman Rushdie ist am Freitag, den 12. August, bei einer Veranstaltung in Chautauqua im Westen New Yorks mit einem Messer attackiert worden. Wenige Minute zuvor hatte er die Bühne betreten, um über verfolgte Künstler zu sprechen. Der 75-jährige Rushdie wurde an der Leber und an Nerven in einem Arm verletzt. Zudem besteht die Gefahr, dass er ein Auge verliert. Er wurde notoperiert und scheint inzwischen außer Lebensgefahr zu sein.

Rushdie wird seit Jahrzehnten von religiösen Fanatikern verfolgt. Wegen seines Werks „Die satanischen Verse“ aus dem Jahr 1988 hatte der damalige iranische Revolutionsführer Ajatollah Chomeini die Fatwa über ihn verhängt und damit zur Tötung des Autors aufgefordert. Inzwischen schien er ein relativ sorgenfreies Leben in New York führen zu können, bis ihn nun doch noch das Messer eines Fanatiklers traf. Der 24 Jahre alte mutmaßliche Täter sitzt laut Polizeiangaben in Untersuchungshaft, ohne dass derzeit eine Möglichkeit zur Freilassung gegen Kautions besteht. Zu einem Tatmotiv gab es bislang keine Angaben. Mein Exemplar der *Satanischen Verse* habe ich mal im Gefängnis verliehen und nicht wiederbekommen. Hoffentlich zirkuliert es dort noch im Untergrund und findet nun einen aufmerksamen Leser.



Penguin Verlag, 9/2017;
Tb, 720 S., 12 €; ISBN:
978-3328102168

Eine dieser schauerhaften Umsonst-Zeitungen, die man, auch wenn man es sich mit einem entsprechenden Aufkleber ausdrücklich verboten hat, in den Briefkasten gestopft bekommt, droht ihren Lesern und den Bewohnern der Stadt mit der Schlagzeile: „Drei Tage lang feiern“. Es gehörte zu den positiven Seiten der Pandemie, dass das Stadtfest, das mit dieser Schlagzeile angekündigt wird, zwei Jahre lang ausgefallen ist. Nun kommt es mit Wucht zurück und jeder Menge Alkohol und schlechter Musik. Neben der Schlagzeile sieht man ein Foto, das eine der Partybands zeigt, die dort auftreten. Ein widerlicher stiernackiger Typ grölt etwas ins Mikrofon, das man zwar nicht hören muss, sich aber vorstellen kann. Es wird um diesen Mallorca-Techno gehen, der neuerdings überall zu hören ist und den die Leute mitgrölen, eine grauenhafte Mischung aus Udo Jürgens und Jürgen Drews. Kurzum, die Musik und deren Liebhaber sind eine einzige Brechreizerregung.



Bild von Nico Boersen auf Pixabay

Dazu kommt der Pissegeruch, der sich vorn im Park breitmacht, weil dort alle Männer, die keine Lust haben, vor einem Toilettenwagen Schlange zu stehen, ihr Wasser abschlagen. Oder in den Hauseingängen. Der Rechtsanwalt gegenüber verfügt über einen als Parkplatz benutzten Innenhof, der im Schutz der Dunkelheit gern als Pissoir benutzt wird. Radfahren sollte man in den Tagen des Stadtfestes und danach tunlichst nicht, denn es liegen überall zerbrochene Flaschen und Glasscherben herum.

U nser alter Freund Fritz, von dem in der DHP immer mal wieder die Rede war, ist am 8. August in Berlin gestorben. Er ist 67 Jahre alt geworden. Zuletzt sah ich ihn vor ein/zwei Monaten in einem Polizeiruf 110. Mails, die ich ihm schickte, sind schon länger unbeantwortet geblieben. Irgendwann berichteten alte Gießener Freunde, er sei in einem Berliner Hospiz untergebracht und warte dort relativ gefasst auf den Tod. Ich denke seit Tagen viel an ihn. U erinnerte sich dieser Tage, dass sie einmal für uns drei Blumenkohl mit gerösteten Semmelbröseln und Schinken zubereitet hat. Das sei Fritzens ausdrücklicher Wunsch gewesen. Für ihn eine Kindheitserinnerung, ein Mutter- oder Großmutter-Rezept. Die Einschläge kommen näher.

D as Stadtfest ist überstanden. Am Samstag kam es vor den Hessenhallen zu einer Art Bürgerkrieg zwischen verschiedenen Fraktionen von Eritreern, der die Polizei gehörig auf Trab hielt. Es gab eine ganze Reihe von Verletzten. Zurückgeblieben sind von Stadtfest jede Menge Glasscherben und zahlreich vergessene Fahrräder. Es ist mir ein Rätsel, dass man sein Rad irgendwo abstellt und fest schließt und dann vergisst. Irgendwann kommt das städtische Ordnungsamt mit Bolzenschneidern und Sägen und sammelt die vergessenen Räder ein. Sie werden dann irgendwann im Jahr versteigert. Vor dem Stadtfest und dem Weihnachtsmarkt stellt die Stadt seit den Tagen des islamistischen Terrors eingangs der Fußgängerzone Hindernisse aus Beton auf, die an Panzersperren erinnern. Zwischen ihnen ist allerdings so viel Platz, dass ein geübter Fahrer ohne Geschwindigkeitsverlust hindurchfahren kann. Eigentlich informieren diese Anti-Terror-Poller potenzielle Terroristen darüber, dass sich hier in den nächsten Tagen größere Menschenmassen versammeln werden, in die man hineinrasen könnte. Ernstlich daran gehindert werden sie durch solche Sperren nicht.

H abe in dem öffentlich zugänglichen Bücherschrank in der Plockstraße ein Buch mit dem Titel *Unsere wahnsinnige Liebe zum Auto* gefunden. Es stammt aus dem Beltz-Verlag und wurde von Till Bastian und Harald Theml verfasst. Erschienen ist es im Jahr 1990. Die Autoren erinnern daran, dass es noch zu Goethes Zeit, also vor rund 200 Jahren, für 80

Prozent der Menschen selbstverständlich war, am selben Ort zu wohnen und zu arbeiten. Erst später wurde die Trennung von Arbeitsplatz und Behausung zum Regelfall, der es heute ist. Bastian und Theml sprechen von Automobilmisbrauch, wenn das Auto zu anderen Zwecken als zu Fortbewegung und Transport benutzt wird. Misbrauch liege zum Beispiel dann vor, wenn das Auto zum Statussymbol, Prestigeobjekt



Bild von [Toby Parsons](#) auf [Pixabay](#)

oder Instrument der Selbstverwirklichung werde, wenn es auch dann benutzt wird, wenn sein Gebrauch gar nicht sinnvoll ist. Letzteres geschieht heute massenhaft und jeden Abend, wenn die Jungmänner sich zum Auto-Posing treffen und durch die Straßenschluchten donnern.

Zu den Zeiten, in denen das Buch entstanden ist, gab es in der Bundesrepublik 36 Millionen Kraftfahrzeuge, heute sind es rund 50 Millionen. Nach wie vor fordert der Straßenverkehr eine große Zahl von Todesopfern und eine riesige Zahl von Verletzten. Die Autoren behaupten, dass das Verhältnis der Deutschen zum Auto eine besondere affektive Färbung besitzt. Sie führen das auf die Bedeutung des sogenannten Wirtschaftswunders bei der Verdrängung der Nazi-Gräuel zurück. Die Automobilindustrie wiederum war das Herzstück des wirtschaftlichen Wiederaufschwungs nach dem Zweiten Weltkrieg. 1953 wurden 500.000, 1955 eine Million Volkswagen produziert und verkauft. Jeder Volkswagen und Lloyd, jedes im Wienerwald verspeiste Hähnchen ließ einen Ermordeten vergessen und „Gras über die Sache“ wachsen. Insofern ist das Wirtschaftswunder aufs Engste mit der Verdrängung und der Friedhofsruhe verwoben, die sich seit den 1950er Jahren in Deutschland breitmachte. Der Faschismus, schrieb Herbert Achternbusch, der ein feines Gespür für die Wahrnehmung dieser unterirdischen Zusammenhänge besaß, verkroch sich in die verdammte Tüchtigkeit, in der erneut Mordgedanken entstehen, weil der Mensch nicht bloß tüchtig sein möchte.

**Das Wirtschaftswunder
ist aufs Engste mit der
Verdrängung und der
Friedhofsruhe verwoben,
die sich seit den 1950er
Jahren in Deutschland
breitmachte**

Zur Zeit begegne ich beinahe täglich Michel Houellebecq, der nicht einmal weiß, dass er Michel Houellebecq ist und höchstwahrscheinlich nicht einmal weiß, wer Michel Houellebecq ist. Aber vielleicht täusche ich mich da auch. Er durchquert mit seinem elektrischen

Rollstuhl den Johannespark oder umkurvt Passanten in der Fußgängerzone. Immer aber raucht er. Die Zigarette hängt entweder lässig im Mundwinkel oder er hält sie, wie der Meister aus Frankreich, zwischen Ring- und Mittelfinger seiner linken Hand. Er könnte den Meister doubeln, die Ähnlichkeit ist verblüffend. Vor ein paar Tagen las ich einen Satz von Houellebecq, der mit gut gefiel: Der Glaube an Gott sei eine Lösung gewesen und man werde gewiss nie eine bessere finden. Er schreibt den Satz Cioran zu, was stimmen kann, mir aber auch egal ist. Cioran oder Houellebecq, das bleibt sich gleich. Seit Neuestem erweist mir der Gießener Houellebecq die Gunst eines matten Lächelns, das ein Wiedererkennen signalisiert. Das freut mich.

„ ... dann stand ich vor der Möglichkeit, ein Gedicht zu schreiben. Aber ein Glück war nicht mehr da. Nur mein zerstörter Kopf. Mein Kopf mit seiner Zerstörung. Ich hatte ihn aus der Begräbnis- und Sanierungsmaschinerie gerade noch herausgezogen. Dass ich das feststellen durfte, war das einzige Glück noch. ... Die Beschäftigung mit diesem Unglück war mein einziges Glück. Schreibend, filmend bekam die Erinnerung einen utopischen Glanz. So die Vernichtung nachlebend, gewann ich ein wenig an Rettung. Wurden die Menschen in meinem Einzugsgebiet ein wenig Materie, ein wenig Satz, ein wenig Bild, und fielen für mich nicht ganz randlos wie vorgesehen ins Nichts. So half ich mir selbst. Und siehe, die Straßenbaustelle in meinem Kopf, von der ich gerade noch die Ingenieure mit ihren Arbeitern weggeschickt hatte, damit die Autos der rasenden Begriffe nicht durch mich führen, verlor ihren wahnsinnigen Charakter mit Unkraut und Gras, Geziefer und Ungeziefer! Da hockte ich auf diesem Dreck, der langsam wieder Natur wurde, und blinzelte ein paar Jahre in die Sonne.“

(Herbert Achternbusch)

Als ich vor unserer Fahrt in den Kellerwald die Bücher auswählte, die ich mitzunehmen gedachte, sah ich auch die Bestände von Josef Winkler durch, einem meiner österreichischen Schriftsteller-Heroen. Vor Kurzem habe ich eine Neuausgabe eines seiner Buches erstanden, das bereits in den 1980er Jahren unter dem Titel *Die Verschleppung* erschienen war. Jetzt heißt es *Die Ukrainerin – Njetotschka Iljaschenko erzählt ihre Geschichte*. Diese wurde als vierzehnjähriges Mädchen 1943 von den Nazis zur Zwangsarbeit nach Österreich verschleppt und landete auf einem Bauernhof in Kärnten. Winkler ist ihr Anfang der 1980er Jahre

in einem Bergdorf begegnet, in das er sich zum Schreiben zurückgezogen hatte. Es gelang ihm, ihr Vertrauen zu gewinnen und sie erzählte ihm ihre und ihrer Mutter Lebensgeschichte. Winkler hat sich zum Chronisten dieser fremden Lebensläufe gemacht. Eine große Rolle spielt in dieser Erzählung die Zeit, als Stalin sich anschickte, die Kollektivierung der Landwirtschaft durchzusetzen.

Das ging, besonders in der Ukraine, mit einer unglaublichen Gewalt vonstatten. Mit allen Mitteln sollten die noch selbstständig wirtschaftenden Bauern in die staatlich kontrollierten Kolchosen getrieben werden. Wie schafft man es, eigensinnige und widerständige Bauern zu etwas zu bewegen, was sie partout nicht wollen? Man hungert sie solange aus, bis die blanke Not sie zwingt, durch den brennenden Reifen zu springen, ihr Land aufzugeben und Mitglied einer Kolchose zu werden. Inhaftierungen, Hinrichtungen, Deportationen begleiteten diese Zwangskollektivierung. Man konfiszierte jedes Getreidekorn, um die Bevölkerung durch Hunger gefügig zu machen. Diese geschichtliche Periode ist in die ukrainische Geschichte als *Holodomor* eingegangen, was man mit *Mord durch Verhungern* übersetzen kann. Fünf bis sieben Millionen Menschen sollen dem Holodomor zum Opfer gefallen sein. Skelettierte Leichen säumten die Straßen des Landes. Bei Njetotschka Iljaschenko heißt es: „Im Jänner des 31er Jahres begann die Hungersnot. Es gab im voran-



Suhrkamp Verlag, 7/2022;
Tb, 332 S., 14 €, ISBN:
978-3518472347



Fußgänger und verhungerte Bauern auf einer Straße in Charkiw 1933
Foto: Alexander Wienerberger, Public domain, via Wikimedia Commons

gegangenen Herbst genug Getreide, es war kein schlechtes Erntejahr. Die Kolchosführer haben im Zuge der Enteignung den Bauern das Getreide weggenommen und tonnenweise im Dnjepr versenkt. Künstlich haben sie die Hungersnot gemacht, damit die Leute ins Kolchos arbeiten gehen, damit sie nicht verhungern ...“



*Abtransport der Ernte durch sog. Rote Züge, 1932
Unbekannter Autor, Public domain, via Wikimedia Commons*

In der 1991 auch auf Deutsch erschienenen Stalin-Biographie von Robert Conquest lesen wir über die Periode des Holodomor: „1932 führte Stalin einen tödlichen Schlag gegen die Bauern in der Ukraine und den angrenzenden Getreideanbaugebieten, die sich seiner Kollektivierungskampagne am erbittertsten widersetzt hatten. Er weigerte sich zu akzeptieren, dass die Produktivität zurückgegangen war, und forderte auf der Grundlage frei erfundener Zahlen weitaus größere Mengen an Getreide, als überhaupt zu ernten waren. Es folgte die Rücksichtslose Eintreibung allen Getreides, die eine der größten bekannten Tragödien unseres Jahrhunderts zur Folge hatte. Mit Sicherheit nicht weniger als fünf, wahrscheinlich jedoch mindestens sieben Millionen Menschen starben des Winters den Hungertod.“ Als eine Volkszählung ergab, dass die Bevölkerung der Sowjetunion infolge des Stalinschen Terrors geschrumpft und nicht planmäßig gewachsen war, ließ er die Mitglieder der Volkszählungskommission erschießen. Ihre Nachfolger lieferten selbstverständlich die gewünschten Zahlen.

Als ich auf meinen Wanderungen im Buch von Njetotschka Iljaschenko las, fragte ich mich zum wiederholten Male, was den Zorn der Bolschewiki auf die Bauern angetrieben hat. War-

um ist das Verhältnis der Kommunisten zu den Bauern und umgekehrt derart gespannt? Meine vorläufige Antwort lautet: Es ist der Rest an Autonomie, den selbstständige Bauern besitzen und der ihnen nicht zu nehmen ist, solange sie ihr eigenes Land besitzen und sich und ihre Familien leidlich selbst versorgen können. Wie lassen sich solche Bauern kontrollieren und beherrschen? Sie sind halbwegs ihr eigener Herr und das darf aus kommunistisch-staatlicher Perspektive nicht sein. Sie sollen, was sie zum Leben benötigen, aus der Hand des Staates empfangen. Es gibt einen bäuerlichen Individualismus, dessen Grundlage das Eigentum an einem Stück Grund und Boden ist. Dieses muss man ihnen nehmen, um sie gefügig zu machen und staatlicher Aufsicht unterstellen zu können. Ein Staat gewordener Kommunismus möchte jede Lebensäußerung derer, die ihm unterworfen sind, regeln und kontrollieren. Er möchte prüfen, ob eine Lebensäußerung sein darf, und ihr, wenn sie sein darf, Ort, Termin, Dauer, Quantität und Qualität vorgeben. Er folgt den Menschen bis in ihre Gedanken und kontrolliert ihre sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten. Was sprachlich nicht ausgedrückt werden kann, wird irgendwann auch nicht einmal mehr gedacht werden können. Stalin führte einen erbitterten Kampf gegen die Bauern, die er, wenn sie nicht bereit waren zu kooperieren, kurzerhand als „Kulaken“ anprangerte. Er wollte sie physisch vernichten und den Willen der Überlebenden brechen. Der Feldzug gegen die selbstständigen Bauern war gleichzeitig auch einer gegen das ukrainische Nationalbewusstsein, das ihm zutiefst suspekt war. Stalins Ressentiments gegen die Ukraine wirken bis heute fort. Putins Kampf für die „Entnazifizierung“ der Ukraine erinnert fatal an Stalins Projekt der „Entkulakisierung“.

**Ein Staat gewordener
Kommunismus möchte
jede Lebensäußerung
derer, die ihm unter-
worfen sind, regeln und
kontrollieren**

Die Gewalt gegen die bäuerliche Lebenswelt und die Bauern stammt auch daher, dass sie im starren Klassenschema des orthodoxen Marxismus keinen Platz haben. Sie gehören einer untergehenden Welt an. Erst als in einer weitgehend industrialisierten Landwirtschaft zu Arbeitern gewordene kann ein solcher Marxismus mit Bauern etwas anfangen. Vorher gelten sie als unsichere Kantonisten und potenzielle Quertreiber. Wenn sie sich politisch betätigen, dann meist auf der „falschen Seite“. Sie sind konservativ, zaristisch oder im schlimmsten Fall anarchistisch. Sie haben und behalten ihren eigenen, nicht begrdigten Kopf. Künstler, Zigeuner und Nomaden aller Art passen nicht ins binäre Klassenkonzept. Mit ihnen ist kein Staat, und schon gar kein bolschewistischer, zu machen. All diese merkwürdigen Zwischenwesen und Übergangsexistenzen müssen ausgemerzt werden. Der in

**Erst als in einer weitgehend
industrialisierten Landwirt-
schaft zu Arbeitern gewordene
kann ein solcher Marxismus
mit Bauern etwas anfangen**

der Gegenwart vom chinesischen Staat betriebene physische und vor allem kulturelle Völkermord an den Uiguren scheint auf demselben Holz zu wachsen. Der Feind, hat Max Horkheimer mal irgendwo gesagt, ist der Einzelne, der in keinem Kollektiv aufgeht.

„Abstraktionen in der Wirklichkeit geltend machen, heißt Wirklichkeit zerstören“, heißt es bei Hegel. Dieser Satz enthält den Schlüssel zum Verständnis des linken Umgangs mit Minderheiten. Begriffe sind denktechnische Hilfsmittel, um Ordnung ins unübersichtliche Gewimmel der Erscheinungen zu bringen und uns Menschen Orientierung zu bieten. Wenn man versucht, die Wirklichkeit nach den Begriffen zu formen, geht das selten ohne Gewalt ab. Begriffsimperialisten sind Nachfahren des antiken Wüstlings Prokrustes: Was ins Begriffs-Bett nicht passt – und kein lebender Mensch und keine gesellschaftliche Wirklichkeit passen da umstandslos hinein -, wird weggelassen, gedehnt, abgeschnitten, gestaucht, ignoriert oder eben ausgemerzt. Auch mit den Begriffen und der auf ihnen basierenden Theorie geht es dialektisch zu, wie wir früher gesagt haben. Ohne Begriffe würden wir uns im Nebel der Erscheinungen verirren. Begriffe sind Wegweiser, die uns eine leidliche Orientierung ermöglichen. Theorie, die Marxsche zumal, hat nach Ernst Bloch die Funktion einer rauchverzehrenden Lampe, die den Blick auf die Verhältnisse freigibt und dadurch befreiende Praxis ermöglicht. Die andere Seite der Dialektik ist: Wenn man die Begriffe für ein Erstes nimmt und versucht, die Wirklichkeit nach ihnen zu formen, geht das in der Regel mit grober Gewalt einher. Begriffe müssen nach unten, zu den Erfahrungen der Menschen und ihrem Alltagsleben hin offen und durchlässig sein, sonst verselbständigen sie sich und tun Menschen und Dingen Gewalt an.



©Christel Stroh 2020

Noch ein kleiner Seitensprung der Gehirnantilope in die Geschichte der Ukraine. Stalin hatte ganz sicher nicht vergessen, dass tausende von ukrainischen Bauern sich der Reiterarmee des Anarchisten Nestor Machno angeschlossen hatten, die im russischen Bürgerkrieg eine entscheidende Rolle spielte und die Bolschewiki so manches mal vor einer Niederlage bewahrt hat. In allen von ihr befreiten Gebieten wurden die Prinzipien eines freiheitlichen Kommunismus eingeführt und das Geld abgeschafft. Man schloss sich ohne Hierarchie zusammen, arbeitete und lebte genossenschaftlich zusammen. Da geht einem ordentlichen Bolschewiken das Messer in der Tasche auf. Einfach so leben und arbeiten, ohne Kontrolle und Anleitung durch die Partei, das darf nicht sein. Nach dem Ende des Bürgerkriegs begannen die Bolschewiki mit einer gnadenlosen Verfolgung der Anarchisten, nach dem Motto: Im Kampf kann man sie gut gebrauchen, nach dem Sieg muss man sich ihrer schleunigst entledigen. Offiziere der machnosvistischen Armee wurden im Jahr 1920 von den Bolschewiki zu einer militärischen Beratung eingeladen. Sofort nach ihrer Ankunft wurden sie von der von Lenin gegründeten politischen Polizei, der Tscheka, verhaftet

**Einfach so leben
und arbeiten,
ohne Kontrolle
und Anleitung
durch die Partei,
das darf nicht
sein**

und erschossen. Nestor Machno gelang es nach Rumänien und dann nach Paris zu entkommen, wo er 1934 vereinsamt und notleidend starb. Ein paar Mal traf er sich dort noch mit den spanischen Anarchisten Ascaso und Durruti. Den für sie verheerenden Ausgang des Spanischen Bürgerkriegs musste Machno nicht mehr miterleben.

Während unserer Tage im Kellerwald sind zwei bedeutenden Menschen gestorben. Am 30. August starb im Alter von 91 Jahren Miachail Gorbatschow, zu dem ich nichts zu sagen brauche, einen Tag zuvor bereits Christian Ströbele, der 83 Jahre alt wurde. Er war einer der wenigen Politiker der Grünen, die ich respektiert habe. Er behielt stets seinen eigenen Kopf und ließ sich nie auf eine Parteilinie zwingen. Mein Cousin Johannes hat lange mit ihm zusammen in einer Berliner Anwaltskanzlei und bei der taz gearbeitet.

Appelle an die Verzichtsbereitschaft, wie sie dieser Tage überall zu hören sind, haben in klassengespaltenen Gesellschaften immer etwas Verlogenes. Für sie gilt, was Anatole France Ende des 19. Jahrhunderts lakonisch anmerkte: „Das Gesetz in seiner majestätischen Gleichheit verbietet Bettlern und Millionären in gleicher Weise, unter Brücken zu schlafen.“ Auf unsere Gegenwart bezogen heißt das: Die einen streichen in der Krise obszöne Profite, euphemistisch Übergewinne genannt, ein, die anderen sollen sich aufs Frieren einstellen und den Gürtel enger schnallen. Von Brecht ist zu lernen, dass es gesellschaftliche Zustände erst herzustellen gilt, unter denen der moralisch Handelnde nicht Gefahr läuft, zum Dummkopf, Tölpel und Einfaltspinsel zu werden:

**Die einen streichen in der Krise
obszöne Profite ein, die anderen
sollen sich aufs Frieren einstellen
und den Gürtel enger
schnallen**

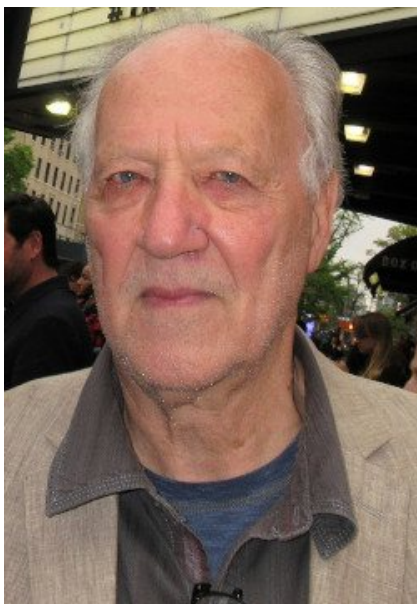
„Unsere Zeit hat kein Recht, selbstsüchtige Menschen zu verdammen, so lange sie nicht Zustände schaffen will, die Selbstlosigkeit zu einer guten, d.h. für den Selbstlosen guten Tat machen“ (Brecht).

In der aus dem 14. Jahrhundert stammenden Stadtkirche von Bad Wildungen fiel mir beim vielleicht zehnten Besuch zum ersten Mal an der Wand links vorm Altar eine steinerne Darstellung des Todes auf. Er schaut von dort auf die Gläubigen herunter und trägt in der lin-

ken Hand Pfeil und Bogen, in der rechten einen Köcher mit einem reichen Vorrat an Pfeilen. Einer davon ist für mich reserviert.

„Gott bewahre uns alle davor, dass wir durchschaut werden!“

(Knut Hamsun)



Werner Herzog 2019
Greg2600, [CC BY-SA 2.0](#), via Wikimedia Commons

Gestern, also am 5. September 2022, wurde Werner Herzog 80 Jahre alt. Aus diesem Anlass zeigte Arte seinen Film *Fitzcarraldo* aus dem Jahr 1982, in dem Klaus Kinski einen Opernbesessenen spielt, der im Dschungel eine Oper bauen möchte und dafür Schiffe über Berge ziehen lässt. Ich fühle mich Herzog verbunden, ohne präzise benennen zu können, warum. Vielleicht wegen seiner Liebe zu Metaphern, die im Unterschied zu Begriffen immer ein wenig vage bleiben. Sie zwingen einem nichts auf, lassen Ritzen und Spielräume für Deutungen. Die privilegierte Sprache der „Intuition“, von der bei Bergson die Rede ist, ist die Metapher, sie drückt sich nicht nur in Begriffen, sondern auch in Bildern aus. Wer das Leben liebt und es in seiner ganzen saftigen Fülle zur Sprache bringen will, muss nach einer Sprache suchen, die sich der ge-

heimnisvollen Bewegung des Lebendigen behutsam anschmiegt. Vielleicht sind es aber auch Bemerkungen wie diese, die mich Herzog sympathisch finden lassen: „Ich wäre lieber tot, als zu einem Psychoanalytiker zu gehen, weil ich der Ansicht bin, dass da etwas grundlegend Falsches geschieht. Wenn man ein Haus bis in die letzten Winkel grell ausleuchtet, wird das Haus unbewohnbar.“ Werner Herzog würde gewiss auch Robert Walser zustimmen, der einmal sagte: „Niemand ist berechtigt, sich mir gegenüber so zu benehmen, als kennte er mich.“

Den folgenden Tag radelte ich nach dem Frühstück zur Lahn. Da sich ein Wetterumschwung ankündigte, beschloss ich, diesen Tag am und im Fluss zu verbringen. Ich setzte mich auf den Steg und hing meinen Gedanken nach. Was will ich mit meinem Restleben anfangen? Viel Zeit wird mir nicht bleiben. Eine auf sechs oder sieben Kanus verteilte Schulklasse zog lärmend vorüber. Zwei Jungen schaukelten stehend mit dem Boot so lang hin und her, bis sie kenterten. Die Lehrerin, die sie zuvor mehrfach auf diese Gefahr hingewiesen hatte, paddelte herbei und half ihnen, das Boot zu drehen und wieder startklar zu machen. Unter meinen Fü-

ßen wimmelte es von kleinen Fischen, die beim Hineinsteigen an den Beinen knabbern. Die wimmelnden kleinen Fische ließen meine Hirnantilope zu David Foster Wallace springen, der Studenten einmal folgende Parabel erzählte. Zwei junge Fische schwimmen des Weges und begegnen einem älteren Fisch, der zufällig ihren Weg kreuzt. Er nickt ihnen zu und sagt: „Morgen, Jungs. Wie ist das Wasser? Die zwei jungen Fische schwimmen eine Weile weiter, schließlich fragt einer den anderen: „Was zum Teufel ist Wasser?“ Wallace wollte mit dieser Parabel verdeutlichen, dass uns das Naheliegende und Elementarste häufig nicht bewusst wird und dunkel bleibt. Ich ging dann ausgiebig schwimmen. Später stieg ich die Treppen zum Männer-Badeverein hinauf und trank bei Franco und seiner Frau einen Cappuccino. Ihr Sohn hatte seinen ersten Schultag an einer weiterführenden Schule hinter sich und war todunglücklich darüber, dass er seine Freunde von der bisherigen Schule nun nicht mehr täglich sehen kann. Franco setzte sich neben ihn auf eine Bank und legte den Arm um ihn. Das Bild der beiden erfüllte mich mit Wehmut. So einen Vater hätte auch ich gern gehabt. Meiner hätte, wenn er meine Traurigkeit überhaupt bemerkt hätte, gesagt: „Stell dich nicht so an!“



©Christel Stroh 2020

Ich habe mich weiter vorn der groben Vereinseitigung eines dialektischen Zusammenhangs schuldig gemacht. Anlässlich von Werner Herzog hatte ich geschrieben: „Vielleicht sind es aber auch Bemerkungen wie diese, die mich Herzog sympathisch finden lassen: ‚Ich wäre lieber tot, als zu einem Psychoanalytiker zu gehen, weil ich der Ansicht bin, dass da etwas grundlegend Falsches geschieht. Wenn man ein Haus bis in die letzten Winkel grell ausleuchtet, wird das Haus unbewohnbar.‘“ Diese Bemerkung stammt aus Herzogs gerade bei Hanser erschienenen Autobiographie *Jeder für sich und Gott gegen alle*. Die Wahrheit oder etwas, was dem nahe kommt, müsste auch die andere Seite der Dialektik des psychoanalytischen Therapierens oder des Therapierens überhaupt benennen: Manchmal kann es sein, dass man ein Haus (bis in den letzten Winkel) ausleuchten muss, um es allererst bewohnbar zu machen. Wenn ein Mensch sich in fatalen Wiederholungsspiralen verfangen hat, die sein Leben in lauter Unglücksserien zerlegen, muss man den Versuch unternehmen, den dunklen Kontinent des Unbewussten zu erforschen und Selbstverborgenheit aufzuheben, um diesem Menschen ein Mehr an Entscheidungsfreiheit möglich zu machen und ihn als Autor seiner Lebensgeschichte einzusetzen. Dieser Satz ist genauso wahr, wie der von Werner Herzog, erst beides zusammen wird der Problematik halbwegs gerecht. Das wollte ich unbedingt klarstellen, wenn ich auch nicht verhehlen möchte, dass ich gewisse Sympathien



Carl Hanser Verlag, 8/22,
Tb, 252 S., 28 €,
ISBN: 978-3446273993

für die Vereinseitigung von Herzog hege. Künstlern zumal muss so etwas zugestanden werden.



Bild von [Lukas](#) auf [Pixabay](#)



Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab’ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntlang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

Kontakt:

goetz_eisenberg@web.de

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN](#)